

JENS JESSEN · AXEL SCHEFFLER

# *Tierleben*



Oder:  
Was sucht der Mensch  
in der Schöpfung?



zu Klampen

JESSEN · SCHEFFLER  
*Tierleben*  
ZU KLAMPEN

*Jens Jessen*, geboren 1955 in Berlin, arbeitete als Redakteur bei der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, wechselte 1996 als Feuilletonchef zur »Berliner Zeitung« und dann 1999 zur »ZEIT«. Von 2010 bis 2021 war er dort anschließend als Feuilletonredakteur ohne besondere Aufgaben tätig. Bei zu Klampen sind von ihm die Essaybände »Was vom Adel blieb. Eine bürgerliche Betrachtung« (2018) und »Der Deutsche. Fortpflanzung, Herdenleben, Revierverhalten« (2020) erschienen.

*Axel Scheffler*, geboren 1957 in Hamburg, studierte zunächst Kunstgeschichte in Hamburg und ging anschließend nach England, um an der Bath Academy of Art Grafik zu studieren. Er lebt seit über 40 Jahren in London und zählt international zu den erfolgreichsten und angesehensten Illustratoren. Inzwischen sind von ihm mehr als 100 Bilderbücher erschienen.

JENS JESSEN · AXEL SCHEFFLER

# *Tierleben*

Oder: Was sucht der Mensch  
in der Schöpfung?



zu Klampen



# *Inhalt*

- 7 Zum Geleit
- 11 Rabentheater
- 14 Elefantenbrigade
- 17 Zaunfrenchling
- 20 Zikadenpropaganda
- 23 Anmut der Füchse
- 26 Känguruh brutal
- 29 Diorama
- 32 Väterchen Dachs
- 35 Zärtliche Dohlen
- 38 Ziegenalarm
- 41 Teichgenossen
- 44 Hund und Huhn
- 47 Im Staat der Nacktmull\*innen
- 50 Nashorn in Schutzhaft
- 53 Ein Hamster bricht aus
- 56 Blutsauger und Fledermaus
- 59 Poesie der Schrecken
- 62 Die maritime Netzgemeinde  
(vulgo: Plankton)
- 65 Kamelspucke
- 68 Hund im Dienst

71	Katzentemperament
74	Platzreife für Alligatoren
77	Handicap der Pinguine
80	Ranking der Gifttiere
83	Der rasende Papagei
86	Bäregalle
89	Der Killerwels vom Schlachtensee
92	Orca in Ketten
95	Insektensommer
98	Pelikane pelikanisieren sich nicht
101	Schweinetattoo
104	Krokodil zu Tisch
107	Corrida
110	Großwildjäger
113	Wir Affen
116	Roboterjockeys
119	Menschenarten
122	Das Meerschweinchendilemma
125	Gottes Eichhörnchen
128	Igelglück
131	Gewissensfragen
134	Von Dackeln und Torten
137	Maikäfer-Blues
140	Das Einhorn oder: die Tierferne des Menschentieres

## Zum Geleit



Es ist wahrscheinlich nicht möglich, sich allen tierischen Wesen liebend zuzuwenden; aber doch fast allen. Dafür spricht das Beispiel jener Zeitgenossen, die sich eine Vogelspinne als Haustier halten oder anderes potentiell gefährliches Gruselgebein aus der Welt des gehobenen Terrarienbedarfs. Selbstverständlich wird uns regelmäßig versichert, dass die Spinne – der Skorpion, das Frettchen – keineswegs bissig, sondern sehr anhänglich, ja geradezu dem Besitzer zärtlich zugetan sei. Man müsse das liebe Kerlchen nur geschickt am Genick packen, nicht in den Hausschuh oder nicht durchs Hosenbein laufen lassen. Wie groß das Sympathiepotential ist, beweist die Stofftierindustrie, die tatsächlich schon Vogelspinnen auf den Markt gebracht hat. Was wir noch nicht gesehen haben: Tüpfelhyänen mit ihrem panzerbrechenden Gebiss, in Filz und Samt für den kindlichen Bettgebrauch nachgebildet. Das heißt aber natürlich nichts: Es sind ja auch die Haifische, die den Schwimmern Schreie des Entsetzens entlocken, zu Klassikern des Plüschzoos avanciert.



Wie man den Mechanismus der Umdeutung des Gefährlichen verstehen soll, ist noch nicht restlos geklärt, aber gesichert ist, dass Axel Scheffler, der berühmte Illustrator und Erfinder des nicht minder berühmten Gruffelo, mir eine Postkarte aus London schickte, als meine diesbezüglichen Überlegungen in der »ZEIT« erschienen waren (wie alle übrigen hier folgenden Betrachtungen). In dieser Postkarte schrieb Scheffler, dass es sehr wohl auch Hyänen als Plüschtiere gebe, ja sogar Mikroben, Bakterien, Viren – »alles, was Sie wollen, vom Schnupfen bis zur Geschlechtskrankheit« –, und dass mithin meine metaphysische Spekulation nicht stimme, wonach Parasiten, Krankheitserreger, Aasfresser den Menschen nicht zum Liebhaben frommen. Zum Beweis gab er gleich eine Verkaufsstelle an, nämlich das sogenannte Welcome Institute, gleich gegenüber von Euston Station.

Das leuchtete mir ein. In einem Welcome Institute, das diesen Namen verdient, muss selbstverständlich alles willkommen geheißen werden, was krecht und fleucht, beziehungsweise darf nichts ausgegrenzt werden, schon gar nicht als Ungeziefer. Ich hätte ihm aber auch ohne diesen Beleg sofort geglaubt, insofern die Großstadtwirklichkeit stärker ist als alle Metaphysik, und Axel Scheffler offenbar ein Kenner dieser Wirklichkeit war. Er konnte zum Beispiel von seiner Tochter (damals zehn) erzählen, dass sie ihre Plüsch-Hyäne zärtlich »Tüpfel« nannte; ein anderer Leser wusste sogar von Plüsch-Bandwürmern zu berichten, die »übrigens sehr niedlich« seien.

Das menschliche Kuschel-Bedürfnis schreckt augenscheinlich vor nichts zurück, genau wie die menschliche Grausamkeit. Vielleicht hat es mit dem Zähmungsgenuss zu tun, den jeder Teenie kennt, der ein Pony reiten lernt, das ihm noch

Tage zuvor in den Bauch gebissen hat. Die ganze Klein-Mädchen-Begeisterung fürs Reiten lässt sich so verstehen: Man übt am Pferd, was später mit den Männern misslingt. In diesem Sinne lässt sich ein Hai natürlich nicht zähmen, aber man kann dessen Plüsch-Imago in die zärtliche Unterwerfung zwingen. Die stellvertretende Inbesitznahme tendenziell bedrohlicher oder gemeinhin widerstrebender Mitbewohner unserer Welt ist wahrscheinlich das Geheimnis ihrer Nachbildung in Stoff – Kuschneln mit dem Ungeheuer.

Übrigens müssen die Vorbilder keineswegs in der Natur vorkommen, sie können genauso gut erfunden sein, wie gerade der Grüffelo lehrt, den es bekanntlich in allen Nachbildungsgrößen gibt, unabhängig davon, wie groß man ihn sich tatsächlich denken muss – wahrscheinlich um den Faktor zwanzig größer als die berühmte Maus im Buch, die ihn sich doch erfolgreich untertan macht. Aber für natürliche Geschöpfe ist es sicher angenehmer, wenn sich die Menschen ihrer bemächtigen, indem sie Abbilder für Schlaf- und Kinderzimmer schaffen, auch wenn die Geste die gleiche bleibt, die in der Wirklichkeit Leben und Überleben der Tierwelt bedroht: besitzen, ohne zu respektieren, die Eigenlogik des Lebendigen brechen. Dass dies unter dem zärtlichen Mantel (der Bettdecke) der Liebe geschieht, ändert an der Logik nichts; Liebe war schon immer ein Mantel schamlosen Egoismus.

Die Frage ist, wo sie aufhört – vor welchem Lebewesen sie haltmacht oder wirklich zurückschreckt. Gerne würde ich die These wagen, dass die unheimlichen Wespen, die sich Küchenschaben versklaven, indem sie diese mit Hilfe eines injizierten Nervengiftes kontrollieren und zu willigen Wirtstieren ihrer Brut machen, jedenfalls nicht zum Kuschtier

taugen. Aber nachdem mich Axel Scheffler schon einmal so schlagend widerlegt hat, habe ich es vorgezogen, ihn statt dessen als Autorität hinzuzuziehen und diesen Band illustrieren zu lassen. Unsere gemeinsame Freundin und Herausgeberin Anne Hamilton konnte ihn dafür gewinnen; wahrscheinlich auch zu Zwecken der Kontrolle, aber ich bin beiden sehr dankbar dafür.

## Rabentheater



In Merseburg vor dem berühmten Schloss, das der mächtige Bischof Thilo von Trotha im 15. Jahrhundert so prächtig ausgestaltete, befindet sich noch immer ein Käfig mit einem lebenden Raben darin – dem symbolischen Nachfolger jenes Raben, der dem Bischof seinerzeit einen Ring raubte. Tierschützer haben diese Merseburger Rabensitte nicht gern, aber es ist nun einmal so, dass damals ein unschuldiger Mensch für den Diebstahl hingerichtet wurde, und der zerknirschte Bischof beschloss, zur ewigen Erinnerung an seinen Justizirrtum am Ort der Untat einen Raben zu halten. Der wievielte mag es heute sein?

An dem regnerischen Tag, an dem ich den Raben besichtigte, der für die Sünden seines Ururahnen zu büßen hatte, saß er in seinem Gefängnis versteckt; aber als ich ihn anzusprechen begann, kam er aus einem kleinen Häuschen im Hintergrund des Käfigs heraus, warf mir einen bedeu-

tenden Blick zu und begann eine erstaunliche Vorstellung. Dazu muss man wissen, dass jenes Häuschen etwas höher gelegen und nur über ein Treppchen zu erreichen ist. Dieses Treppchen stieg der Rabe wieder empor, schlüpfte zurück in sein Heim, wendete darin mit lautem Scharren und trat erneut hervor, blickte nach rechts, blickte nach links, als wolle er sich versichern, dass sein Publikum noch da sei – und nahm dann das Treppchen mit einem Purzelbaum nach unten. Dort schüttelte er sich, lief dreimal im Kreis, um die Ovationen des Publikums entgegenzunehmen, und begann die Vorstellung aufs neue.

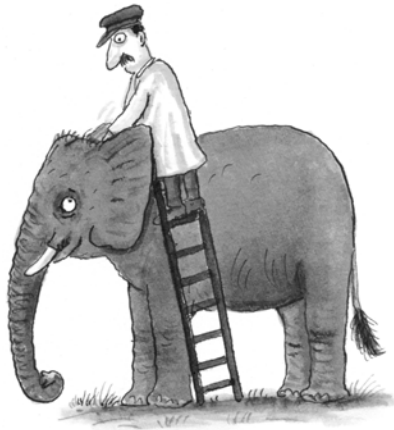
Ich weiß nicht, wie oft er mir seinen spektakulären Salto treppabwärts vorführte, aber ich erinnere mich daran, wie ich mit Sorge die zunehmende Geschwindigkeit der Vorführung bemerkte und auch eine gewisse Schludrigkeit in der Ausführung. Am Ende schlitterte er mehr kopfüber und auf dem Rücken liegend die Stufen herunter, als dass er einen Überschlag hinbekam, lag wohl auch unten etwas benommen im Stroh, die starken Krallen himmelwärts gestreckt, bevor er sich wieder aufrappelte, um mit beängstigender Hast wieder empor und in Startposition zu hetzen. Erst nach einiger Zeit – der Rabe war nun schon fast am Ende seiner Kräfte und nicht mehr ganz richtig im Kopf – wurde mir klar, dass es meine Anwesenheit und Aufmerksamkeit war, die ihn zur Fortsetzung seiner Übung zwang.

Ich musste gehen, damit er zur Ruhe kam, aber ich wusste nicht recht, wie ich das anstellen sollte, denn wann immer ich mich umwenden wollte, kam er ans Gitter gehumpelt und krächzte enttäuscht oder sehnsüchtig nach Fortsetzung der Gesellschaft oder vielleicht auch besorgt, ob mir seine Vorstellung nicht gefallen habe? Von allen möglichen Inter-

pretationen seines Krächzens schien mir letztere die schrecklichste zu sein: als hätte ich ihn nicht gewürdigt und nicht verstanden. Wie sollte ich dem Raben sagen, dass ich gerne noch bleiben und seine Einsamkeit lindern würde, er aber dafür nicht mit einem Schauspiel zahlen müsse, das inzwischen sichtbar über seine Kräfte ging?

Wer weiß, welcher Henkersknecht von einem Wärter ihm beigebracht hatte, auf derart ruinöse Weise die Schaulust von Touristen zu befriedigen. Oder hatte sich der Rabe, in einsamen Stunden vor sich hinbrütend, selbst ausgedacht, mit welchem Kunststück es gelingen könnte, etwas Gesellschaft und Aufmerksamkeit zu ertrotzen? Denn es ist nun einmal so – und diese Einsicht hat etwas Schreckliches –, dass für alle intelligenteren und zur Geselligkeit begabten Tiere Aufmerksamkeit und Zuwendung die kostbarste aller Ressourcen ist. Sie bedürfen ihrer mehr als Nahrung und Wasser; Rudeltiere wie Hunde oder Papageien oder Pferde können sogar zugrunde gehen, seelisch verhungern, wenn sie keine Aufmerksamkeit mehr finden. So muss sich das Ausgestoßensein anfühlen: Man wird unsichtbar – und Unsichtbarkeit tötet. Alle Kasperei und Ungezogenheit bei Haustieren hat als Quelle die Angst davor, denn auch negative Aufmerksamkeit ist besser als gar keine. Woran der Merseburger Rabe bis in alle Ewigkeit beziehungsweise bis zu seinem Tod aus Erschöpfung erinnert hätte (wenn ich nicht doch mit schlechtem Gewissen gegangen wäre), war kein historischer Justizirrtum, sondern der höchst gegenwärtige Irrtum des Menschen, im Tier nur eine Maschine und kein lebendiges Gegenüber zu sehen.

## *Elefantenbrigade*



Elefanten sind vergleichsweise unhandliche Tiere. Man kann sie weder auf den Arm noch auf den Schoß nehmen. Schon um sie, sagen wir: hinter den Ohren zu kraulen, brauchte man eine Leiter. Und doch gibt es gewiss keine Kreatur auf Gottes Erdboden, die so wenig Schrecken und so viel zärtliche Bewunderung auslöst. Es gibt Menschen, deren Augen feucht werden, wenn sie allein an die kleinen schwarzen Haare denken, die hier und da verstreut, und zumal bei jungen Elefanten, auf Kopf und Rücken borstig abste-  
hen. Übrigens sind diese Haare, bei Nähe besehen, keineswegs klein, klein sind sie nur im Verhältnis zur Körpermasse des Kolosses. Es sind ziemlich dicke, straffe, stark glänzende und widerstandsfähige Überbleibsel aus jener Zeit, als die Vor-